

„Inside.Outside“ - Ausstellungseinführung von Iris Weirich vorgetragen zur Vernissage am 27.01.2017 in der GEDOK Galerie Berlin

Guten Abend!

Normalerweise habe ich hier nur den Fotoauftrag, deshalb war es für mich ungewohnt, das zu unterbrechen. Ich möchte aber gerne etwas zu den Arbeiten der Künstlerinnen sagen.

Die Zusammenarbeit hat sich sehr schön ergeben, so wie es eigentlich sein sollte in einem Kulturverein. Ich war zufällig hier im Oktober, um etwas anderes im Büro zu besprechen und da kam Evelyn Bauer mit ihrer „Truppe“ herein, um eine Ausstellung zu besuchen und hat mich gefragt, ob ich auch Einladungskarten gestalten könnte und ich habe zugesagt und es übernommen. In den Gesprächen hat es sich ergeben, dass ich so viel erfahren habe über die Arbeiten, dass ich mich auch bereit erklären konnte, heute die Einführung zu machen.

Ich fange an mit Regina Roskoden, weil ihre Skulpturen im Raum stehen, sozusagen als „Entrée“.

Regina Roskoden hat über 20 Jahre teilweise in Malta gelebt und erzählte mir von einem beinahe surreal anmutenden Phänomen, mit dem sie immer wieder aufs Neue konfrontiert war und das für sie das Inseltypische ausmachte: schon auf der Fahrt vom Flughafen an den Zielort war sie mit einer plötzlichen Dunkelheit konfrontiert gewesen, die von den zahlreichen Burgen und Burghügeln herrührte, von denen die Landschaft dominiert wird. Das hat sie auch in ihrer bildhauerischen Arbeit inspiriert und sie schuf eine Reihe von „Maltesischen Häusern“, in denen sie sich mit der archaischen Struktur dieser landestypischen Bauwerke befasst und sie auf ihre wesentlichen Formen reduziert. Ein Beispiel dafür ist die Skulptur „Light House“, die hier im Durchgangsbereich zu sehen ist. Sie erinnert in ihrer verschachtelten Konstruktion an ein variabel bewegliches Bühnenbild, bei dem die Grenzen zwischen Innen und Außen verschmelzen, sogar austauschbar sind und je nach Blickwinkel und Schatteneinfall ein völlig neues Bild entstehen lassen.

Besonders eingehen möchte ich gerne auf die Skulptur „Neujahrsgrüße aus Aleppo“, in der die Künstlerin sich mit den jüngsten Ereignissen in Syrien auseinandersetzt und Position bezieht. Sie will sich nicht mit der Ohnmacht der sogenannten Außenstehenden begnügen, sondern klar Stellung beziehen und ein Mahnmal schaffen, das uns zum Nachdenken und Reflektieren anregt. Bereits 1991, aus Anlass des damaligen Jugoslawienkrieges, setzte sie sich in künstlerischer Form mit den Auswirkungen des Krieges auseinander und ihr hier gezeigtes Werk, dieses von Stacheldraht ummantelte, von Zerstörung und äußerer und innerer Zerissenheit gezeichnete Haus, ist als Fortsetzung dieser kontinuierlichen Auseinandersetzung zu verstehen. Es macht betroffen und zeigt, dass die Thematik nichts von ihrer traurigen Aktualität verloren hat.

Ich setze fort mit **Rosika Jankó-Glage**, denn auch sie bezieht in ihren Arbeiten klar Stellung zu politischen und gesellschaftlichen Themen. In einer speziell für diese Ausstellung geschaffenen Arbeit setzt sie sich mit dem Unrecht des Kolonialismus auseinander und greift die lange verschwiegene Problematik der deutschen Kolonialmacht in Südwestafrika, in diesem Fall Namibia, auf, die bis heute ihre Nachwirkungen in der Gesellschaftsstruktur zeigt. Für ihr Werk „Wer A sagt muss auch N sagen“ (N steht hier für Namibia), hat sie eine ganz spezielle Umsetzungsform gefunden – die Materialität der historischen, hölzernen Stalltüre schafft Assoziationen zu dem Titel der Ausstellung „Inside.Outside“ - die Türe öffnet den Blick auf Räume, in denen historische Bilder und Bilder unserer Gegenwart zu finden sind. Für Rosika Jankó-Glage sind Türen wie Wegmarken, die aus der Vergangenheit in die Gegenwart und schließlich in die Zukunft führen.

Erst der Blick auf alles und den Weg, lässt uns die Bilder und die Ereignisse der Gegenwart besser deuten und erkennen. Ein Sklave in flüchtiger Bewegung, einen Wäschekorb in traditioneller Form auf dem Kopf tragend, symbolisiert eine dienende Funktion und doch bewegt er sich aus dem Bild hinaus, suggeriert einen Übergangszustand, den es zu überwinden gilt. Auf einem Ortsschild lesen wir den Städtenamen Lüderitz, ein seltsames Relikt der deutschen Kolonialmacht in Namibia, der heute deplatziert wirkt. Dahinter ist kein freier Himmel zu sehen, sondern ein düsterer, nicht klar definierbarer Hintergrund, der in eine ungewisse Zukunft zu führen scheint bzw. eine Vergangenheit verhüllt, mit der es sich noch auseinanderzusetzen gilt und die nur allmählich aufgearbeitet wird.

In ihrem großformatigen Werk „Die Ideen sollten getötet werden und nicht die Menschen“ bezieht die Künstlerin sich auf ein Zitat der weißrussischen Literaturnobelpreisträgerin Swetlana Alexijewitsch, die sich zeitlebens gegen Militarismus und Kriegsverherrlichung eingesetzt hat. Rosika Jankó-Glage gibt uns in ihrem Bild den Eindruck einer höchst gefährdeten Welt, die Soldaten erscheinen darin als

schweigende Beobachter und gleichzeitig eine auf bedrohliche Weise spürbare Instanz. Der Vogel mit weit aufgerissenem Schnabel symbolisiert gleichsam auch den Aufschrei einer verletzten Umwelt. Man kann nur mutmaßen oder ahnen, ob es eine schützende oder erdrückende Hand ist, die sich nach ihm ausstreckt. Der Mensch wird als eine zutiefst einsame, sich in sich selbst zurückziehende Figur gezeigt.

Hier über der Treppe sehen wir das Werk „Wer sind wir?“. Die zähnefletschenden Wölfe symbolisieren den ewigen Kampf, das Sich-Messen-Müssen einer männlich dominierten Welt.

Jetzt komme ich zu **Evelyn Bauer**. Ich hatte am Mittwoch nach der Hängung ein sehr schönes Gespräch mit ihr, in dem sie mir direkt über ihre Arbeiten erzählt hat und daraus möchte ich gerne etwas wiedergeben. Und zwar sprach sie darüber, dass sie öfters zum Aktzeichnen geht und die Figuren aber aus dem alltäglichen Umfeld in neue assoziative Hintergründe einsetzt, ähnlich einer Collage. Es geht dabei nicht um eine Verherrlichung der Jugend oder eines bestimmten Schönheitsideals, sondern es handelt sich um Symbole für den Menschen, hier vornehmlich Frauen, an sich. Sie sind aus dem Universum gestürzt und fügen sich in eine sie umgebende Außenwelt, stehen aber gleichsam auch als Beobachterin am Rand des Universums, im Durchgang, Durchzug, Übergang, sind teilweise transparente, fragile Wesen ohne feste Stofflichkeit. Man könnte sie auch als gefallene Engel betrachten. Wie ich Evelyn auch schon im Gespräch gesagt habe, fällt mir persönlich, wenn auch nicht in formeller Form oder Umsetzung, doch eine gedankliche Nähe zu Edward Hopper auf, durch die melancholischen und oftmals einsam mit mysteriösen Raum- und Lichtsituationen konfrontierten Figuren.

Die Arbeiten von **Eva Moeller** werden von Bewegung dominiert, es sind Übergangszustände, Momentaufnahmen, in gewisser Weise Zwischenwelten, flüchtige Augenblicke und Zufallsbegegnungen, die die Anonymität selten durchbrechen und nicht fest greifbar sind. Ihre Bilder haben etwas Filmisches, erzählen Stadtgeschichten, sind direkt aus dem urbanen Geschehen einer Metropole gerissen. Sie sind zeitlich und örtlich nicht genau zuzuordnen, stehen für die Dynamik der Stadt an sich, spiegeln aber auch das Gehetzte, Bedrängende, die Aggressionen wider, die sich im zufälligen Aufeinanderprallen, dem Aneinander-vorbei und gegeneinander-Bewegen entwickeln. Es lässt sich ein Bogen spannen zu den Werken der deutschen Expressionisten, der Tradition der 20-er Jahre, in einen modernen Kontext übertragen.

Und nun komme ich zu **Tamara Ebert**. Mit ihr konnte ich leider erst direkt vor der Vernissage wirklich eindringlich über ihre Arbeiten sprechen, weil beim Aufbau gar keine Zeit blieb. Deshalb muss ich ein bisschen improvisieren, habe aber vorher ausführliche Notizen gemacht.

Tamara Eberts Arbeiten kann man als philosophisch-psychologische Auseinandersetzung mit der inneren Welt verstehen. Sie geht davon aus, dass der Kopf immer denkt und dadurch eine permanente innere Zerrissenheit entsteht. Durch die Beschäftigung mit Text und den Vorgang des Schreibens an sich, versucht sie dieses Gedankenchaos zu ordnen – es ist für sie wie eine Befreiung, die die innere Balance wiederherstellen kann. Die kluge Else aus dem Grimm'schen Märchen, die auch in einem der Bildtitel aufscheint, wird in ihren Bildern zu einem Symbol für innere Blockaden, das Sich-selbst-im-Weg-Stehen durch abstrakte Ängste vor Eventualitäten, die möglicherweise nie real eintreten. Dadurch entsteht ein Gedankennetz, in dem man selbst gefangen ist und nicht mehr frei agieren kann. Absichtlich lässt Tamara Ebert ihre Bleistiftvorzeichnung stehen und unterstreicht damit den fragmentarischen Charakter ihrer Gedankenbilder. Rechts und links von der Durchgangstüre hängen ihre beiden Arbeiten mit den assoziativen Titeln „Wie ein Tagebuchblatt“ (I. + II.). Als Tagebuchaufzeichnungen sind ihre Werke gleichzeitig eine grafische Weiterführung der inneren Dialogstrukturen, die James Joyce in die Literatur eingebracht hat.